

Zur Charakteristik Julians des Apostaten.

Nach dem Englischen des Rev. G. B. Hicks, O. S. B., in der Zeitschrift »The Downside Review« Vol. IV, Nr. 3, Christmas 1904, bearbeitet von P. Odilo Stark, O. S. B. (Göttweig).

Lord Aston, ein berühmter englischer Gelehrter und Geschichtskenner, tat gelegentlich des Erscheinens einer Studie über den Kaiser Julian aus der Feder des nachherigen Bischofs von Southampton, Rev. Arthur Lyttleton, den Ausspruch: „Nach meiner Ansicht gibt es in der ganzen Geschichte keinen interessanteren und weniger erschöpften Gegenstand als Julian und ich bin sehr begierig, mehr über ihn zu lesen.“ Dieses Urteil eines so hervorragenden Gelehrten bedarf wohl keines weiteren Kommentars und wurde an die Spitze dieses Artikels gesetzt, um die Wiedergabe desselben in den „Studien“ zu rechtfertigen.

Wer tiefer nachdenkt, dem muß es sehr sonderbar erscheinen, daß der Name eines der besten unter den römischen Kaisern der Nachwelt in Verbindung mit einem so verwurfsvollen Epitheton überliefert ward, das er kaum verdient, wenigstens nicht im vollen Sinne seiner Bedeutung.

Kaiser Julian wurde von jeher der „Apostat“ genannt und Apostasie kann im Auge eines Christen weder Entschuldigung noch Bemäntelung zulassen, aber zuweilen — und hierher rechnen wir den Fall Julian — fehlen versöhnliche Momente nicht und in diesem speziellen Falle, wo der Apostat niemals ein wahrer Christ gewesen ist, werden sie zahlreich und wirkungsvoll, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, nach ihnen zu forschen und zu suchen. Es ist daher der Zweck dieses Artikels, in einfacher Weise diese Recherchen zu machen und dadurch in etwa jenen Abscheu zu mildern, den der Name Julian bei so vielen erregt; die meisten wissen von ihm nichts anderes, als daß er ein Abtrünniger und grimmiger Verfolger der Kirche Gottes, gegen die er sich ungetreu erwiesen hatte, gewesen sei. Es soll durchaus nicht der Versuch gemacht werden, Julian von allen Vorwürfen, die gegen ihn erhoben werden, rein zu waschen, selbst wenn dies möglich wäre; aber wir hoffen, daß eine kurze Charakteristik dieses unglücklichen Herrschers sowie seines Lebens und der Motive seiner Handlungen manchen veranlassen werden, ihn nicht ohne weiters unter jene römischen Kaiser einzureihen, deren Leben die Blätter der Geschichte so sehr befleckt hat. Mag auch dieser Versuch nicht von vollständigem Erfolge begleitet sein, Interesse dürfte er doch erwecken. Julian hatte ohne Zweifel einen festen und konsequenten Charakter und es wird manchem, der sich mit der Erforschung seines Lebens befaßt, momentan schwer fallen zu entscheiden, ob er ihn der Wertschätzung oder Verachtung für würdig erachten soll. Auf jeden Fall läßt sich nicht leugnen, daß ein

tieferer Einblick in seinen Charakter und eine genauere Analyse seiner Motive geeignet ist, nicht nur Bedauern über seine Fehler, sondern auch wahre und aufrichtige Bewunderung seiner Tugenden zu erwecken.

Flavius Claudius Julianus wurde im Jahre 331 in oder bei Konstantinopel unter der Regierung Konstantins d. Gr., dessen Neffe er war, geboren. Seine Mutter Basilina starb bei seiner Geburt und sein Vater wurde sechs Jahre später ermordet und zwar auf Befehl des Kaisers Konstantinus, der damals alle jene, welche möglicherweise auf seinen Thron Ansprüche hätten erheben können, dem Tode überlieferte. Julian wurde wegen seines zarten Alters verschont und sein Halbbruder Gallus entging nur dadurch dem Massacre, daß man meinte, er liege sterbenskrank darnieder. Beraubt all seiner Teuren ward der jungverwaiste Julian der Obhut zweier Männer übergeben, von denen der eine Eusebius, ein arianischer Bischof, der andere Mardonius, ein heidnischer Philosoph war. Diese beiden bewachten den ihnen anvertrauten Knaben sehr streng und gestatteten ihm weder den Verkehr mit seinen Altersgenossen noch die unschuldigen, für die Jugend so notwendigen Spiele und Unterhaltungen. Indem Julian so nur in der ausschließlichen Gesellschaft Erwachsener aufwuchs, wurde sein von Natur aus lebenswürdiger und lebhafter Charakter durch die strenge und abstumpfende Erziehung unnatürlich herb und frostig.

Seine einzigen Freunde waren seine Bücher und bald zeigte er einen großen Lerneifer, der ihm allein Trost in seinem verbitterten Leben gewähren konnte. Als er kaum dreizehn Jahre alt war, veranlaßte der eifersüchtige Konstantinus, daß er auf das abgelegene Schloß Macellum gebracht wurde; hier, wo er unter der striktesten Aufsicht lebte und niemanden als seine Wächter zu sehen bekam, gab er sich ausschließlich literarischen Studien hin und fuhr fort, seinen Trost in den größten griechischen Schriftstellern zu suchen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß er zu dieser Zeit wenigstens äußerlich ein Christ und in seiner Religion verhältnismäßig gut versiert war; die Furcht vor Konstantinus zwang ihn, sich zum Christentum, das ihm von dem Mörder aller seiner Verwandten aufgenötigt worden war, zu bekennen. Aber auch in seinem Gefängnisse von Macellum durfte er nicht bleiben, sondern der mißtrauische Konstantinus schickte ihn nach Nikomedien, wo er sehr bald unter den Einfluß des Maximus, eines Neuplatonikers und Schülers des Andäsius kam, der ihn — wie Julian selbst bekennt — überredete, dem Christentum abzuschwören und dem Hellenismus, mit dem er heimlich stets sympathisiert hatte, sich zuzuwenden.

Dies war zweifellos Apostasie, allein um beurteilen zu können,

wie weit eine solche Handlungsweise Tadel verdient, müssen wir uns die Beschaffenheit der Religion, die er verließ, sowie den Charakter, den der neue Glaube, dem er sich zuwendete, ihm darbot, vor Augen halten.

Das Christentum, das Julian gelehrt worden war, repräsentierte sicherlich nicht die Lehre seines göttlichen Stifters, noch wurde es ihm in einer empfehlenswerten Form vorgeführt, denn es wurde ihm durch Konstantinus nicht anders wie eine Gefängnismaßregel aufgezwungen, der er zu folgen hatte. Konstantinus, der alle seine Angehörigen getötet, ihn in die Verbannung geschickt und wie einen Sklaven behandelt hatte, hatte ihm auch eine Religion vorgeschrieben und ob sie ihm angenehm war oder nicht, er mußte einfach Ordre parieren. Außerdem war auch die Form des Christentums, die er zu umfassen hatte, faktisch eine Abart des so überaus gewalttätigen, haßerfüllten, egoistischen Arianismus, dessen Anhänger unaufrichtige, prahlsüchtige Sykophanten waren, die ihre religiösen Meinungen fast ganz nach der Willkür und Laune ihres kaiserlichen Protektors richteten. Andererseits wurde ihm die Religion der Griechen in den schillerndsten Farben und von seinen teuersten Freunden — seinen Büchern — dargestellt. Es war wirklich ein Unglück für Julian, daß die Bücher seine einzige Freude und Erholung bildeten; ganz abgeschlossen von seinen Altersgenossen, wie wir vorhin gesehen haben, hatte er naturgemäß nur in seinem Homer und Hesiod Frieden, Mitgefühl und Erquickung gesucht. Er ergötzte sich an der heidnischen Poesie, schwelgte in der heidnischen Philosophie und trank aus diesen Quellen mit gierigen Zügen das so gefährliche Gift des Polytheismus, den er, wie wir später sehen werden, dem Neuplatonismus anzupassen versuchte.

Dieser Neuplatonismus war ohne Zweifel die große Stütze des heidnischen Geistes in den letzten zwei Jahrhunderten seiner Existenz. Durch Plotinus um 244 nach Rom gebracht, von Porphyrius in die ersten Jahre des vierten Säkulums übertragen, hatte er unter Jamblichus kurz vor Julians Zeit seinen vormaligen uneigennütigen Mystizismus aufgegeben und war daran, das Christentum, das der eisernen Hand der kaiserlichen Verfolgungen so tapferen Widerstand geleistet hatte, in tödlichen Kampf zu verwickeln. Bestrebt, in diesem Konflikte den Paganismus zu unterstützen, verlor der Neuplatonismus sehr viel von seiner moralischen Reinheit sowie von seinem intellektuellen Werte und wurde immer mehr ein phantastischer Glaube und eine religiöse Empfindung als eine vernünftige Religion mit moralischen Gefühlen.

Christentum und Neuplatonismus hatten einige Ähnlichkeit in ihrer gemeinsamen Lehre von der Einheit Gottes sowie in ihrem moralischen und spirituellen Idealismus, auch zeichnete

beide eine große Anhänglichkeit an ihre Vorfahren aus. Jedoch im Neuplatonismus gab es kein Dogmensystem; die durch den Genius der Poesie verklärten Legenden der Griechen waren grundverschieden von den Entscheidungen der Päpste und Konzilien. Als eine Nahrung für die Phantasie wurden sie niemals Glaubensartikel und die erleuchtetsten Geister hatten sich in der Interpretation derselben eine Freiheit herausgenommen, die es in den präzisen und absolut nicht mißverständlichen Formeln der christlichen Doktrin nicht geben konnte. Im Christentum mußte sich die Vernunft der Autorität unterwerfen und wenn die Philosophie mit dem Dogma in Kollision kam, so war erstere im Unrecht und mußte weichen. Die Neuplatoniker wollten indes ihren alten Paganismus nicht aufgeben und versuchten in einem mystischen Sinne zu erklären, was absurd und unmöglich oder gar positiv unmoralisch erschien. Außerdem hatten zu Julians Zeiten morgenländische Kulte ihren Weg zum Hellenismus gefunden und in ihrem Gefolge jede denkbare Form von mystischem Ritus und Aberglauben mitgebracht. Julian widmete seine höchste Verehrung dem Sonnenkultus und versuchte gleich seinen heidnischen Zeitgenossen die abergläubischen Gebräuche, von denen er sich umgeben sah, durch das Prinzip der Emanation zu erklären. Von dem obersten und abstrakten „Einem“ ging eine Stufenleiter niederer Wesen herab: Geist, Seele, das Sinnen-Universum, jedes aus der inneren Essenz der höheren und einfacheren Form erzeugt. In ein solches Gebilde ließen sich die Götter der alten Mythologie leicht einfügen; die sie umgebenden Legenden besaßen entweder die tiefste theologische Wahrheit oder spiegelten in der Metapher reine Tatsachen der Natur wieder. Unter dem höchsten „Einen“ standen die Götter der sichtbaren Welt, die alle materiellen Fähigkeiten und Kräfte überstiegen, dann die des intellektuellen Universums und zuletzt die Heroen und Dämonen. Selbstverständlich mußte eine solche Emanationstheorie grenzenlosen Aberglauben erzeugen. Wenn jemand durch eine fast übermenschliche ekstatische Anstrengung mit der obersten Gottheit verkehren konnte, so mußte er a fortiori unter geringerer Bemühung mit den niedrigeren Göttern und speziell den Dämonen in Kontakt treten können. Hierin ist wohl unschwer der Grund für Julians Aberglauben zu suchen. Nach dem Prinzip der Emanation fand er keine Schwierigkeit, den heidnischen Kultus mit einer rein philosophischen Religion, wie der Neuplatonismus war, in Übereinstimmung zu bringen, denn dieser identifizierte sich in seinen Augen mit allem, was er für das Beste hielt und am meisten liebte.

Und was war für Julian darnach das Christentum? Wer sein Gründer, wer waren seine Anhänger, seine Lehrer? Wo war seine Literatur, seine Poesie und Gelehrsamkeit und all die Eigen-

schaften, die es einem Geiste und Charakter, wie Julian ihn hatte, empfehlenswert hätte machen können? Wenn wir auch nur oberflächlich die Antwort prüfen, die Julian auf alle diese Fragen hatte, so kommen wir fast gezwungen zu der Schlußfolgerung, daß er ein Christ in dem Sinne, wie wir dieses Wort verstehen, ganz und gar nicht sein konnte.

Mag nun die Ursache welche immer sein, Geburt oder Erziehung oder schlechtes Beispiel von Seite der Anhänger des Christentums, Julian hat dasselbe total mißverstanden. Er scheint sich selbst vom ersten Anfange an eingeredet zu haben, daß das ganze System bis ins Mark hinein schlecht sei und alles Gegenteilige, wenn es ihm überhaupt unterkam, entging vollständig seiner Beachtung. Was er schlechtes an einem Individuum sah, das — so schloß er ganz unlogisch — schändete den ganzen Körper. Der Episkopat war seiner Ansicht nach ein Werkzeug der Tyrannei, die Priester waren ehrgeizige Betrüger, die Mönche ein niedriger Typus falscher Zyniker, welche um die öffentliche Gunst buhlten, dabei aber vorgaben, dieselbe zu verachten. Er betrachtete Eifersucht und Streitlust, die er bei manchen bemerkte, als charakteristisch für alle, nannte sie Laster, die man bei einer tiefstehenden Gattung von Menschen, welche die Verehrung der Gebeine von Toten an die Stelle des Kultus der ewigen Götter gesetzt hatten, erwarten konnte. Er meinte, daß das Christentum seinen Zuwachs nur aus der Verbrecherwelt Jerusalems erhielt und die Glorie des Kreuzes interpretierte er in totaler Unkenntnis als verdiente Strafe eines treulosen Aufwieglers. Um noch weiter zurückzugreifen, mißdeutete er den Geist der hl. Schrift so sehr, daß er Neid als Motiv annahm, welches Gott veranlaßt hätte, Adam und Eva den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntnis zu verbieten! Die Sakramente waren ein Gegenstand seiner besonderen Abneigung; „die Taufe“, so sagte er mit bitterem Spotte, „kann Gicht oder Wassersucht nicht wegnehmen, sondern vertreibt alle moralischen Gebrechen ganz und gar.“ Er brachte es auch nicht über sich, die Religion Christi mit dem Namen ihres Stifters zu nennen, für ihn war sie nur „Galiläismus,“ manchmal sogar „Ruchlosigkeit,“ „Atheismus“ oder „Torheit“; so schrieb er an Atrabius: „Alles ist durch die galiläische Torheit umgestürzt worden und die Menschen sind nur durch die Güte und Gnade der Götter gerettet worden.“ In ganz konsequenter Weise behandelte er das Christentum, als er selbst Kaiser geworden war. Da er die Fehler einzelner Individuen der Schlechtigkeit der ganzen Körperschaft zuschrieb, richtete er seine Bestrebungen darauf, das System und nicht bloß die Anhänger desselben zu unterdrücken.

Julian wollte weder, daß die Christen verfolgt würden,

noch tat er es selbst — er verfolgte vielmehr das Christentum; wenn es unter seiner Regierung Märtyrer gab, so waren es gewöhnlich Opfer der Provinzpräfekten und ihre Strafe traf sie sehr häufig als politische Verbrecher. Julians Überzeugung war in dieser Beziehung unumstößlich und er behandelte die „Galiläer“ nicht besser und nicht schlechter als getäuschte Toren, indem er bei einer Gelegenheit einmal äußerte, daß, obwohl es vielleicht gesetzmäßig sei, Idioten selbst gegen ihren Willen von ihrer Krankheit zu heilen, doch Leute nicht dafür gestraft werden sollen, daß sie betrogen worden seien. Julian als einen Verfolger nach Art eines Nero zu betrachten, ist ganz unrecht; dem widersprechen sowohl seine Handlungen wie seine Worte. „Ich wünsche nicht“, schreibt er, „daß Galiläer zum Tode verurteilt oder geschlagen werden oder irgend ein Übel zu leiden haben“; und an einer anderen Stelle erklärt er: „Ich habe die Galiläer stets mit Sanftmut und Freundlichkeit behandelt und keiner von ihnen ist jemals in den Tempel geschleppt oder gezwungen worden, etwas gegen seinen Willen zu tun.“ Er tadelte sogar einige seiner Religionsgenossen, weil sie Häuser von Christen geplündert hatten und stellte ihnen sein eigenes Beispiel vor Augen, indem er sagte: „Immer wieder befehle ich allen Anhängern der wahren Religion (i. e. des Paganismus), den Galiläern kein Unrecht zuzufügen noch eine Hand gegen sie zu erheben noch sie zu schmähen, denn diejenigen, welche in den Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit einen falschen Weg wandeln, verdienen nicht Haß, sondern Mitleid, denn die Religion ist der allergrößte Segen und Irreligion (worunter er das Christentum verstand) ist das allergrößte Unglück.“ Wie wenig erkannte er, welches Verdikt er mit letzteren Worten über seine eigene Sache fällt!

Man darf auch nicht entgegenhalten, daß die Christen ihn niemals zu einer grausamen Handlung provoziert hätten, denn sie taten dies de facto häufig durch Beleidigungen und Widersetzlichkeiten, und wenn man sein stürmisches Temperament und seinen glühenden Paganismus in Betracht zieht, muß man wirklich staunen, daß er nie die Herrschaft über seine bessere Natur verlor. Als z. B. Maris, der blinde Bischof von Chalcedon, einmal dem Kaiser vorgeführt wurde, fing er sofort an, ihn wegen seiner Apostasie scharf zu tadeln; Julian erwiderte damit, daß er Maris wegen seiner doppelten Blindheit, der physischen und geistigen, verspottete, worauf der Bischof ihm die Worte zurief: „Ich danke Gott, daß er mich durch meine Blindheit verhindert, das Angesicht eines solch gottlosen Bösewichtes zu sehen.“ Julian nahm diese Beleidigung mit ruhiger Miene entgegen, obwohl er gewiß durch solch einen Schimpf aus dem Munde eines hilflosen Gefangenen tief erregt worden sein mußte.

Noch provozierender als Maris waren die Christen von Antiochien, als der Kaiser sich daselbst aufhielt; unzufrieden mit seiner Regierung brachen sie in die heftigsten Schmähungen gegen ihn aus, spotteten ihn wegen seines Bartes, den er, wie sie sagten, sich abschneiden und Taue daraus machen lassen sollte; sie gaben ihm mit Vorliebe den Beinamen „Fleischer“, weil er so häufig Stiere opferte und erklärten offen, daß er die ganze Welt verwüstet habe. Eine stärkere Versuchung, wie sie zu Antiochien an ihn herantrat, kann man sich wohl nicht leicht denken. Er blieb jedoch stets fest und standhaft gegen derartige Anreizungen selbst auf die Gefahr hin, seine Freunde sich zu entfremden und die Feinde kühn zu machen. Seine einzige Rache bestand darin, daß er gegen die Bewohner von Antiochien ein Pamphlet schrieb, das er „Misopogon“ nannte, welches nach der Versicherung von mehreren Autoritäten die Stadt und ihre Einwohner für immer stigmasierte.

Ein christlicher Schriftsteller geht so weit, Julian wegen seiner Nichtverfolgung zu tadeln und erhebt die Behauptung, der Kaiser habe den Christen die Märtyrerkrone mißgönnt. Obwohl wir bisher hinlänglich bewiesen zu haben glauben, daß Julian kein Christenfolger im Sinne eines Nero war, ist er doch für einen Akt der Grausamkeit, den wir nicht stillschweigend übergehen können, verantwortlich zu machen — es ist dies sein „Unterrichts- und Erziehungs-Edikt“, das darauf hinzielte, den Christen das Lehramt in den Schulen zu verbieten, falls sie nicht ihren Glauben verlassen und den Hellenismus umfassen wollten; auf diese Weise hoffte er bestimmt, das Christentum nach und nach lahmzulegen. „Die Klassiker zu lehren“, schreibt er, „und den theologischen Glauben derselben zu verwerfen, ist nicht nur absurd, sondern auch unmoralisch“; und er steht nicht an zu behaupten, es erscheine in seinen Augen äußerst schlecht, wenn man Dinge lehre, die man selbst nicht glaube. „Lasset sie (sc. die christlichen Lehrer) in ihre Kirchen gehen und Matthäus und Lukas erklären, wenn sie wollen; diese gebieten ihnen, von den heiligen (i. e. heidnischen) Riten sich ferne zu halten.“ Das zeigt zur Genüge den Zweck jener gesetzlichen Verfügung; es geht daraus klar und deutlich hervor, daß Julian kein anderes Ziel im Auge hatte, als alle rechtschaffenen Christen des Unterrichtes und der Bildung zu berauben und, wie St. Gregor von Nanzianz meint, zu verhindern, daß der heidnische Irrtum durch die christliche Gelehrsamkeit zuschanden gemacht werde. Eine Entschuldigung für Julian ist höchstens seine unerschütterliche Überzeugung, daß griechische Literatur und griechische Religion unzertrennbar miteinander verbunden seien. Für ihn war Heidentum gleichbedeutend mit Hellenismus, Frömmigkeit und griechische

Kultur betrachtete er als identisch. Überdies stand für ihn fest, daß Polytheismus und Neuplatonismus in einem Abhängigkeitsverhältnisse voneinander sich befanden und daß Kenntnis der Götter und Ähnlichkeit mit ihnen ein und dasselbe sei; eine Trennung dieser beiden konnte er sich nicht denken, daher betrachtete er die christliche Methode des klassischen Unterrichtes als betrügerisch und blasphemisch. Ob bei solchen Ansichten ein mit der höchsten Autorität ausgerüsteter Mann seiner eigenen Religion dienen konnte, ohne gegen eine andere tadellos zu verfahren, ist schwer zu sagen, jedenfalls konnte Julian zu einem solchen Grade der Unparteilichkeit sich nicht aufschwingen.

So weit haben wir Julian unter einem Gesichtspunkte, nämlich als Hellenisten und Feind des Christentums darzustellen versucht; jedoch auch die Geschichte seines Lebens an sich darf nicht außer acht gelassen werden, denn daraus ist zu ersehen, welche praktischen Folgen seine mit logischer Konsequenz durchgeführte Theorie nach sich zog; zu diesem Zwecke folgen wir am besten dem Berichte des Ammianus, der nicht nur Julian sehr genau kannte, sondern auch allgemein als wahrheitsliebend und verläßlich gilt. Er gewährt uns im 24. Buche seiner Geschichte einen deutlichen Einblick in Julians Charakter. „Julian“, schreibt er, „besaß heroische Charakterzüge und war ebenso durch seine angeborene Majestät wie durch seine ausgezeichneten Taten hervorragend. Sein Privatleben ist über jeden Tadel erhoben und niemals gefährdete er die Reinheit seines Geistes oder Körpers durch die geringste Ausschweifung irgend welcher Art. Überdies übte er fast heldenmütige Abstinenz in Speise und Trank und gönnte sich nie mehr als vier Stunden Schlaf, den übrigen Teil der Nacht verbrachte er mit Gebet oder Studium selbst in seinen Feldzügen. Er ertrug standhaft Hitze und Kälte wie ein gewöhnlicher Soldat und machte von den verschiedenen Bequemlichkeiten, die ihm als Kaiser naturgemäß zu Gebote standen, keinen Gebrauch. Er war ein unbestechlicher Richter, wachte streng über die guten Sitten, verachtete Reichtümer und alle irdischen Dinge und nahm für seine Person als Kaiser nur so viel Respekt in Anspruch als er für nötig erachtete, um die richtige Grenze zwischen Verachtung und Frechheit aufrecht zu halten.“

Seine bedeutenden militärischen Fähigkeiten werden ohne Widerspruch anerkannt und seine persönliche Tapferkeit glänzte namentlich in seinen gallischen und persischen Feldzügen, wo er stets im dichtesten Schlachtengetümmel und in den ersten Reihen seiner Armee kämpfend zu sehen war. So groß war seine Gewalt über seine Leute, daß er selbst, bevor er noch mit der kaiserlichen Macht bekleidet war, seine bekanntlich meuterischen Truppen zum Kampfe gegen die tapferen Germanen anzuspornen

vermochte und dies ohne Sold und mit dem dürftigsten Proviante, durch die bloße Drohung, daß er sie verlassen wolle, wenn sie ihm den Gehorsam verweigerten. Seine Freigebigkeit gegen seine Umgebung war außerordentlich, er erpreßte jedoch zu diesem Zwecke niemals ungerechter Weise Geld von seinen Untertanen; häufig pflegte er die Worte Alexanders d. Gr. zu zitieren, der auf die Frage, wo er seine Schätze habe, erwiderte: „Bei meinen Freunden.“ Julian war in jedem Zweige der Kultur erstaunlich versiert, förderte in liberalster Weise die Poeten und ganz besonders seine geliebten Philosophen. Seine religiösen Gefühle und Überzeugungen waren, wie wir gehört haben, sehr tief und er brachte den heidnischen Gottheiten unablässig die prunkvollsten Opfer dar. Julian war auch der Divination sehr zugetan und hielt viel auf die verschiedenen Omina; dabei ließ er es nicht an eifrigen Bemühungen fehlen, die aus dem heidnischen System hervorgehenden ungeheueren Laster zu bessern. „Er war kein gewöhnlicher Mann“, sagt Professor Dill, „und träumte davon, die Welt dadurch zu regenerieren, daß er eine dogmatische Theologie von Alexandrien und einen ekstatischen Kult von Persien entlehnte und dabei an seiner eigenen Person ein moralisches Ideal darstellen wollte, das nur von den Galiläern allein zu lernen war.“

Was seine Körpergestalt betrifft, war er athletisch gebaut, nicht groß aber breitschulterig; seine Augen funkelten in ungewöhnlichem Glanze, was nach Ammianus auf Geistesschärfe, nach Gregor von Nazianz auf Unbeständigkeit des Charakters hindeutete, woraus wir ersehen, wie verschieden Julian von seinen Zeitgenossen geschätzt und beurteilt wurde. St. Gregor ist in seiner Kritik Julians wohl sehr feindselig, aber man darf nicht vergessen, daß ihn Gregor wohl gesehen, jedoch persönlich nicht kennen gelernt hat und daß sich manche seiner Ansichten auf Umstände basieren, die er für physische Defekte Julians hielt. Es ist tatsächlich notwendig, die gleichzeitigen oder späteren christlichen Berichte über Julian vorsichtig aufzunehmen, denn in einer leichtgläubigen Zeit, wo viele soeben aus dem Paganismus zum Christentum sich emporarbeiteten, entstanden naturgemäß sehr stark gefärbte Legenden über das Leben und Ende des abtrünnigen Kaisers.

Die bekannteste all dieser Legenden ist wohl das von Theodoret berichtete Faktum beim Tode Julians. In dieser Schilderung erzählt Theodoret, daß Julian, als er in seinem letzten persischen Feldzuge von einem Wurfspieße die tödliche Wunde erhielt, seine Hand mit dem eigenen Blute füllte, dieses als Zeichen seines rasch dahinschwindenden Lebens gegen Himmel schleuderte und dabei ausrief: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Diese

Geschichte ist zweifellos ganz unhistorisch und verdankt ihren Ursprung jedenfalls der in ihr liegenden Wahrheit von dem aussichtslosen Kampfe des Paganismus gegen das Christentum. Julian hatte mit all seiner Kraft für ersteren gekämpft, jedoch nur mit dem Erfolge, daß mit seinem Tode auch das Heidentum endete und das Christentum reiner und stärker als je zuvor war. Julians moralisches Leben war christlich, allein seine Triebkraft wurzelte im Heidentum, daher konnte es nicht anders als mit unbedingter Niederlage abschließen. Sein Tod scheint unser Mitleid zu verdienen und nirgends findet er sich treffender charakterisiert als in den folgenden beredten Worten des großen und gelehrten Kardinals Newman: „Julian war das hervorragendste Muster heidnischer Tugend, das die Welt je gesehen hat; doch wie schal, wie leer, ja wie unliebenswürdig war trotzdem diese Tugend, da sie beim unvermuteten Rufe zum Richterstuhle des Ewigen auf die entscheidende Probe gestellt wurde! Seine letzten Stunden illustrieren die Hilflosigkeit der Philosophie in den ernstesten Augenblicken unseres Daseins. Julians Tod war die Schlußvorstellung der Vernunftreligion. In der Unempfindlichkeit des Gewissens, in der Unkenntnis des bloßen Begriffes von Sünde, in dem ungetrübten Selbstvertrauen, in der kalten Selbstzufriedenheit erkennen wir den reinen Philosophen.“ (Idea of a University, Discourse VIII.)

Ein 50jähriger Kampf (1417— ca. 1467) um die Reform und ihr Sieg im Kloster ad sanctum Michaelen bei Bamberg.

Von Dr. theol. et phil. Johannes Linneborn, Gymnasialoberlehrer in Arnberg.
(Schluß zu H. II. 1905, S. 247—254.)

IV. Übersicht über Eberhards fernere Tätigkeit in Michelsberg und für seinen Orden.

1. Vergeblich hatte 1464 der Prior Berthold von Michelsberg die Aufnahme seines Klosters in die Bursfelder Kongregation beantragt. Die Union, welche immer vorsichtig in der Aufnahme neuer Mitglieder war, hielt es während der Kämpfe mit den ausgesprungenen Mönchen nicht für ratsam, das Bamberger Kloster mit sich zu vereinigen. So blieb denn Eberhard während der Jahre 1465 und 1466 den Verhandlungen der Kongregation fern, um erst nach Durchführung der Reform von neuem die Aufnahme nachzusuchen. Am 19. April 1467 wurde das Provinzialkapitel der Provinz Mainz-Bamberg im Kloster St. Michaelis zu Bamberg eröffnet. Unter den Präsidenten des Kapitels waren